

Tabea Hertzog

Wenn man den Himmel umdreht, ist er ein Meer

224 Seiten

Berlin Verlag

ISBN 978-3-8270-1390-3

ET: 01.03.2019

Leseprobe Kapitel 1-4

Aus der Vorschau:

»Guten Tag, Leben!«

Eine junge Frau erhält kurz vor ihrem dreißigsten Geburtstag eine Diagnose, die alles verändert: Chronische Niereninsuffizienz. Alle Zukunftspläne sind plötzlich hinfällig. Dann verschlechtern sich die Nierenwerte, sodass sie dreimal pro Woche zur Dialyse muss. Bald wird klar: Ein neues Organ muss her. Krankheit und Spendersuche werfen sie auf ihre Familie und Vergangenheit zurück. Bei der Mutter aufgewachsen hat sie zum Vater erst seit Kurzem vorsichtigen Kontakt. Im Krankenhaus treffen alle erstmals wieder aufeinander. Während die Mutter sich entzieht, ist der Vater sofort zur Spende bereit. – Tabea Hertzogs eigene, wahre Geschichte, ihre Beobachtungen aus der Welt der Kranken und der der Gesunden sind voller Empathie und Tragik, Lakonie und Humor und fügen sich zu einem ganz besonderen literarischen Debüt.

»Von einem Schicksalsschlag mit dieser schönen Leichtigkeit zu erzählen! Tabea Hertzog hat mich ganz zart und fast fröhlich mitgenommen in so einen großen existenziellen Moment – und auch in das Glück eines wiedergeschenkten Lebens.« Moritz Rinke

1

Das, was am meisten zerrt in diesem Augenblick? Dass alle Pläne anders gefasst werden müssen. Dass Dinge, die ich jetzt machen wollte, nicht gemacht werden können. Ein Kurztrip in den Norden Frankreichs, aufs Land, eine Freundin besuchen. Das Stipendium in Teheran. *Iran? Da können Sie auf keinen Fall hin.* Es fühlt sich an wie Stillstand.

Auf der Nephrologie-Station sagt Frau Bönsch: *Sie sind noch so jung.*

Am Donnerstag werde ich dreißig, sage ich.

Dreißig? Ich dachte, Sie sind Anfang zwanzig.

Wir sprechen nicht darüber, was wir haben, klar ist, hier hat jeder etwas an den Nieren. Die Schwester kommt und misst unseren Blutdruck. *Immer noch ein bisschen zu hoch,* sagt sie zu mir, als sie den Klettverschluss von meinem Arm löst, 160. *Wie 'ne Zwanzigjährige,* sagt sie ein paar Minuten später zu Frau Bönsch, 125.

Eine Schwester, die ich noch nicht kenne, kommt herein, schiebt mein Frühstückstablett auf den Tisch. Auf dem Tablett liegt ein Zettel: *Georg Kühn – Rotkohl, Boulette in Pilzrahmsoße.* Zum Nachtsch ein *Dany Sahne Vanillepudding.* Ich starre auf den Zettel. Frau Bönsch versteht sofort meinen Blick.

Sie haben das Essen von jemandem, der wieder entlassen ist, sagt sie. *Ich habe auch schon des Öfteren nicht das bekommen, was ich angegeben habe. Entweder die sortieren zusammen, oder die vergessen.*

Ich würde dir gern meine Niere einpacken, aber das geht ja nicht, sagt meine Mutter am Morgen meines dreißigsten Geburtstags am Telefon.

Schon okay, sage ich, *bis nachher,* und lege auf.

Manchmal bin ich dankbar für ihren Humor, der uns gemeinsam ist und mit dem sie jetzt versucht, mich möglichst schnell mit dieser Situation vertraut zu machen.

Alles Gute wünsche ich dir, schreibt J. *Wenn du feierst, lad mich ein!!*

Gerade weil er nicht weiß, dass ich im Krankenhaus liege, finde ich seine Nachricht lustig. Vor vier oder fünf Jahren habe ich einen Kurs in seinem Fotolabor mitgemacht. Seitdem sind wir uns hin und wieder bei Einladungen von gemeinsamen Freunden begegnet.

Es klopft, und mein Vater kommt mit einem Käsekuchen herein. Daran baumelt einer dieser großen Jahrmarktluftballons, die an Kindheit erinnern. Darauf eine 30.

Es ist das erste Mal, dass ich gebacken habe, sagt er.

Er verstaut die Kuchenform in einer Karstadt-Plastiktüte, hängt sie über die Lehne des Stuhls. Vor der Cafeteria treffen wir auf meine Oma.

Guten Tag, sagt sie.

Lange nicht gesehen, sagt er.

Hast dich kaum verändert, sagt sie, vielleicht 'n bisschen mehr graue Haare, aber sonst ...

Beide wollen sie meinen Kaffee bezahlen. Am Tisch platziert meine Oma eine Tüte mit Kuchen.

Alles Dinkel, sagt sie.

O Gott ..., kommt es von meinem Vater.

Bio, ergänzt sie.

Und ich habe den Quark von A & P gekauft, ich hoffe, er schmeckt trotzdem.

Ich nicke nur. *Vollkornprodukte sind jetzt eh nicht mehr gut, sage ich.*

Was du essen darfst und was nicht, musst du mir noch mal in Ruhe erklären, erwidert meine Oma.

Heute ist das egal.

Am Abend kommen meine engsten Freunde. Sie bringen selbst gebackenen Mohnkuchen mit, den habe ich mir gewünscht. Wieder in der Cafeteria, lade ich sie zum Tee ein.

Die Frau schaut mich an, als würde ich nicht dazugehören. Unter meinem Kleid sieht sie nur Junges und Schönes, sie ist geneigt, den Blick darüber hinwegschweifen zu lassen. Und dann schaut mich die blonde Ärztin mit dem grünen Kittel ein zweites Mal an, sagt zu der anderen mit der Mappe in der Hand: *Sie, die junge Frau mit der Nummer zwölf, ist die Nächste, und meint mich. Ich nicke.*

Es gibt Schlimmeres. Es gibt immer Schlimmeres, sagt ein Freund, und du weißt, wie ich das meine.

Was sagt man, was sagt man nicht?

Meine Schwester kommt einen Monat früher als geplant aus Asien zurück. Sie hat keine Wohnung, keine Krankenkasse, keinen Job.

Aber das ist nicht wichtig, sagt sie.

Frau Bönsch sagt: *Es tut mir ja leid, dass ich schon wieder auf den Topf muss, aber entweder Sie essen, oder Sie haben Besuch da.*

Ich sage: *Machen Sie sich keine Sorgen, ich klinge auch gern für Sie, wenn Sie an Ihren Knopf wieder nicht herankommen.*

Frau Bönsch stoppt gern mal die Zeit, wenn sie den Knopf drückt. Wir warten dann, bis die Tür aufgeht und entweder *der faule Jörg*, wie sie ihn nennt, hereinkommt oder Schwester Martha und Frau Bönsch direkt fragt: *Haben Sie mich gerufen?*

Ein, zwei Mal haben Frau Bönsch und ich wohl gleichzeitig geklingelt, und als die Schwester den Kopf zur Tür reinsteckte, hatte ich gar keine Möglichkeit, mich bemerkbar zu machen, weil Frau Bönsch schneller war und mein Bett hinter der Tür steht. Chance verpasst, habe ich da gedacht und eine weitere halbe Stunde gewartet, bis ich mich wieder getraut habe, den roten Knopf zu drücken.

Gerade ziehe ich den Löffel aus der Serviette, da geht die Tür auf, und einer von den Gelben schiebt einen Rollstuhl herein.

Mit dem Frühstück müssen Sie noch warten, ich habe jetzt anderes mit Ihnen vor.

Ich lege den Löffel in die Serviette zurück, rolle sie wieder zusammen, weil es mir schwerfällt, loszulassen und einfach aufzustehen.

Man hat Ihnen nichts gesagt, ich seh schon, sagt der Mann, der kurz zu Frau Bönsch schaut, dann erneut zu mir, ich blicke schnell wieder auf die zerknitterte Serviette, trotzdem fühle ich, wie die Bönsch mein Gesicht fixiert. Sie schüttelt den Kopf.

Ich fahr Sie zur Lungenendoskopie in den dritten Stock. An sich geht das fix, ich hol Sie dann auch wieder ab, und in drei Stunden dürfen Sie Ihr Frühstück nachholen.

Wir stehen vor dem Fahrstuhl, die Metalltüren öffnen sich, und zwei Männer in blau-roten Anzügen steigen aus. Sie tragen irgendwelche Gerätschaften unter den Armen. Sie grüßen den Gelben, bleiben dicht gedrängt an der Wand stehen. Der Gelbe schiebt mich in den Fahrstuhl, die Türen schließen sich.

Kennen Sie die?, fragt er mich. Ich kann ihn nicht sehen, weil er hinter mir steht. In seiner Stimme spüre ich, dass er die beiden merkwürdig findet.

Wer sind die?, frage ich.

Das sind die Papierauswechsler.

Ich brauche einen Moment, um zu verstehen, dass er die Papierkästen in den Toilettenräumen meint.

Die sind verrückt, fährt er fort. *Steigen immer aus, wenn jemand anders zusteigt, haben Angst, zu viele zu sein.*

Verstehe, sage ich.

So, da sind wir, sagt er, *ich melde Sie an.*

Alles Gute, wünscht er mir, bevor er zum Fahrstuhl zurückläuft. Auf seinem Display liest er den nächsten Abholort ab, der nächste Patient.

Manchmal bin ich dankbar für den kurzen Moment der Vertrautheit, weil alles so eindeutig ist.

Der Arzt kommt mir sehr klein vor, obwohl er über mich gebeugt ist und dazu erhöht steht. Ich liege auf dem Rücken, die Arme an den Körper gepresst.

Ich fahr Sie mal noch ein Stück weiter runter, sagt er. *Es tut mir leid, dass wir Sie so überfallen haben. Eigentlich sollte die Aufklärung in Ruhe erfolgen, doch dann hätten wir Sie erst morgen untersuchen können, und das wäre ein verschenkter Tag gewesen.*

Ich verstehe sofort, was für ein Arzt er ist. Einer, der die Dinge lieber schnell erledigt.

Deshalb machen wir das jetzt, und Sie müssten dann noch unterschreiben.

Okay, sage ich.

Sie wissen, weshalb Sie hier sind?, fährt er fort und knipst die Lampe über meinem Kopf an. *Wegen der schwarzen Flecken auf Ihrer Lunge, die schauen wir uns jetzt mal genauer an.*

Unzweifelhaft bin ich die Jüngste auf der Station.

Seit wann hast du denn Kontakt zu deinem Vater?, fragt meine Mutter.

Seit einem Jahr, sage ich.

Der Arzt lädt meine Eltern ein, um über eine mögliche Nierenspende zu sprechen. Früher oder später müsse man sich darüber Gedanken machen. Er sagt: *Besser ist es, von Anfang an offen über alles zu sprechen. Später wird es meist viel schwieriger.*

Hallo, sagt mein Vater.

Und? Wie geht's?, fragt meine Mutter, eine Mischung aus Vorwurf und aufgesetzt guter Laune liegt in ihrer Stimme.

Mehr sagen sie nicht, nach zwanzig Jahren. Meine Mutter ist wieder zu spät, es gehört zu ihrem Auftritt.

Was hat der Arzt gesagt?, fragt sie später, als wir drei um den Zimmertisch sitzen.

Dass wir es uns emotional gut überlegen müssen, sagt mein Vater.

Das ist meine Tochter, natürlich sage ich Ja. Sie versucht, die Starke zu spielen, und schaut ihn dabei direkt an.

Ich sage: *Mama, natürlich ist das eine emotionale Sache.*

Kurz sind alle still.

Frau Bönsch sitzt die ganze Zeit aufrecht im Bett, ein bisschen ist sie vielleicht wie meine Großmutter, die über uns wacht. Als meine Eltern gehen, schaue ich Frau Bönsch nicht an, es ist nicht notwendig, sie weiß, was ich weiß, und ich weiß, was sie weiß. Ich bin dankbar dafür, wie sie ist. Sie ist weder unsicher, noch fragt sie nach. Worte sind einfach nicht notwendig.

Frau Bönsch tut immer beschäftigt, bis sie merkt, dass man sich beobachtet fühlt, dann holt sie ihr rotes Notizheft heraus, geht die Kalendertage durch. Ich weiß nicht, ob sie sich Vergangenes anschaut oder Zukünftiges, wonach sie sich sehnt. Manchmal kritzelt sie auch etwas hinein.

Soll ich später Ihren Essenswunsch mit durchgeben?, frage ich und meine, wenn sie mit der Therapeutin zum Spaziergang draußen ist.

Gern, sagt Frau Bönsch, wissen Sie denn schon, was Sie essen wollen?

Ich dachte, Seelachsfilet.

Ja, Seelachs ist nicht schlecht.

Dazu Erbsen und Kartoffelpüree?

Das ist gut, sagt sie. Ich vermerke es.

Zum Nachtisch Apfelmus. Frühstück und Abendessen kann bleiben.

In Ordnung, sage ich.

Frau Bönschs Nichte ist da. Sie hat ihr diverse Joghurtsorten mitgebracht, die ganze Palette von Nuss bis Obst. Ich denke, Frau Bönsch sind die vielen Verpackungen unangenehm, sie lässt sie schnell in der Schublade ihres Tischchens verschwinden. Die leere Palette schiebt sie auf die Platte zurück.

Kann man Blumentöpfe reinstellen, sagt sie und sieht die Nichte an.

Die sagt nichts, starrt bloß die ganze Zeit auf ihr Handy.

Später erzählt sie von der Schule, von einer Klassenarbeit in Mathe. Frau Bönsch sagt nicht viel dazu, schaut nur zur Nichte, zum Handy, wieder zur Nichte und zum Handy, dann zu mir, weiß gar nicht, wohin mit ihrem Blick.

Frau Bönsch bekommt Fieber, keiner weiß, woran es liegt. Sie spricht jetzt viel, wird ängstlich, und ich versuche, für sie da zu sein, ihr die Angst zu nehmen. Ich höre ihr zu, achte auf jede ihrer Bewegungen. Ich beginne nun auch öfter das Gespräch, was ich nicht getan habe, als es ihr gut ging. Sie schläft am Nachmittag, als der Reis mit Hühnerfleisch kommt. Sie schläft auch am Abend, als ich den Bildschirm des Fernsehers über ihr anschalte, die Kopfhörer aufsetze.

Das Fieber geht zurück. Und dann darf ich vor ihr das Krankenhaus verlassen. Ich kann es in ihrem Blick lesen: Jetzt dürfen Sie doch vor mir gehen! Keine von uns hat das erwartet.

Ich hole gleich den Rest meiner Sachen, sage ich zu ihr und greife nach den ersten beiden Taschen.

Wer wohl Ihre Nachfolgerin sein wird?, fragt sie besorgt, den Blick ins Leere gerichtet.

Sie kriegen das schon hin, erwidere ich und schiebe die Vase mit den Blumen näher auf ihre Seite des Fensterbretts. Die lasse ich Ihnen da.

Im Aufenthaltsraum warte ich auf meine Mutter. Da ich vier volle Taschen nicht alleine tragen kann, habe ich sie gebeten, mich abzuholen. Das Gepäck besteht größtenteils aus Geburtstagsgeschenken meiner Freunde. Vor allem Bücher haben sie mir mitgebracht. In eine Zimmerecke geschoben steht ein trostlos aussehender Gummibaum. Wie viele dieser Pflanzen in Behörden und Ämtern scheint auch er zur Raumausstattung zu gehören. Als pflegeleicht und anspruchslos verkauft, zeigen sich die Spuren der Vernachlässigung erst nach einer ganzen Weile. Wie aus einem Reflex ziehe ich den Topf vor das Fenster und drehe ihn um hundertachtzig Grad, sodass die Äste des schiefen Bäumchens in den Raum ragen. Es war das Erste, was meine Mutter mir über Pflanzen beibrachte: Sobald sie sich zu sehr dem Licht zuneigen, ist es wichtig, sie zu drehen. Als Kind habe ich mich nicht für Pflanzen interessiert. Ich kann die typischen mitteleuropäischen Bäume benennen, deren Namen jedes Kind in der Schule lernt. Darüber hinaus wird es schwierig. Meine Mutter hat uns oft mit in den Wald genommen. Mir fällt ihre Begeisterungsfähigkeit beim Entdecken einer Pflanze oder Blüte ein, das Wissen darüber, das sie mit uns teilen wollte. Wir interessierten uns wenig für ihren Blick auf die Dinge. Jetzt erscheint mir diese Begeisterung wie eine verpasste Chance.

Ich habe dich überall gesucht, sagt sie und steht plötzlich im Türrahmen. Ihr hellbraunes langes Haar trägt sie zum Zopf geflochten.

Du bist sehr spät, antworte ich.

Dass ihr schon schlecht vor Hunger sei und ihr Lebensgefährte außerdem keinen Parkplatz gefunden habe, kommt es sofort von ihr zurück. Ich schweige und reiche ihr zwei Taschen entgegen. Wir müssten uns beeilen, sagt sie, das Auto stehe in der Feuerwehreinfaahrt.

Der Lack des schwarzen SUV glänzt schon von Weitem in der Sonne, als wäre das Fahrzeug gerade in der Waschanlage gewesen. Die Windschutzscheibe reflektiert so stark, dass ich das Gesicht dahinter nicht erkenne, trotzdem hebe ich einen Arm und winke, denn wer sonst als ihr Lebensgefährte sollte am Steuer sitzen. Der Motor startet, und der Jeep rollt uns langsam entgegen. Meine Mutter beginnt in scharfem Ton Worte zu sprechen, die für mich unverständlich bleiben. Manchmal denke ich, man soll sie gar nicht verstehen. Sie hastet zum Auto. Abrupt bleibt das Fahrzeug stehen, das Motorengeräusch bricht ab. Meine Mutter hat eine Gabe, sich in den Mittelpunkt zu drängen, auch vor einem Auto schreckt sie nicht zurück. Sie reißt die Beifahrertür auf: Warum er denn so schnell machen müsse, fragt sie in genervtem Tonfall ins Auto hinein. Noch immer kann ich niemanden sehen. Dann höre ich

die vertraute Stimme. Er habe uns lediglich entgegenkommen wollen. Als müsste er sich für seinen gut gemeinten Versuch entschuldigen. Ich stelle mich neben meine Mutter und hebe die Hand zum Gruß, dabei bücke ich mich ein wenig, damit wir uns in die Augen sehen können.

Hallo, sagt er ruhig und aufmerksam, als er mich sehen kann.

Ich sterbe vor Hunger, sagt meine Mutter, um sich die Aufmerksamkeit zurückzuholen. Ich lege die Taschen auf die Rückbank und setze mich daneben.

Wie ich mich fühle, fragt er, als das Auto an einer roten Ampel steht. Bevor ich eine Antwort geben kann, kommt meine Mutter mir zuvor. Wie es jetzt eigentlich weitergehe, fragt sie und lässt die Fensterscheibe nach unten fahren. Bei etwa der Hälfte lässt sie den Knopf los.

Ganz übel ist mir, sagt sie.

Nächsten Montag muss ich das erste Mal in die Ambulanz der Nephrologie, sage ich. *Da werde ich nun regelmäßig zur Kontrolle sein. Wie es wirklich weitergeht, weiß ich auch noch nicht.*

Es werde schon alles gut werden, sagt meine Mutter. Ich frage mich, was *alles* heißt, vor allem aber was *gut*.

Rufst du an?, fragt sie und ergänzt in ernstem und doch liebevollem Tonfall: *Hörst du?,* als wäre ich wieder Kind und sie kämpfe um meine Aufmerksamkeit. Sie blinzelt, im einfallenden Licht des Hausflurs scheinen ihre grünen Augen wässrig.

Mach ich.

Aber tu es wirklich!

Dann zieht meine Mutter die Wohnungstür hinter sich zu und eilt die Stufen nach unten. Im Hof verhallt das Geräusch ihrer Schritte. Ich bleibe im dunklen Flur stehen, bis die Tür des Vorderhauses ins Schloss gefallen ist. Jetzt erst kommt mir der Gedanke, dass sie zum ersten Mal in meiner Wohnung war. Eingeladen hatte ich sie immer mal wieder, bis ich es aufgab.

Ich finde das allein doch nicht, hatte sie immer gesagt, *komm lieber raus nach Köpenick, dann bestellen wir uns was zu essen und sitzen im Garten.*

In der Küche fällt mein Blick auf die Taschen. Von außen betrachtet, könnte alles darin sein. Ich könnte mir eben die Schuhe angezogen haben, und auf der Straße stünde ein Taxi, das mich zum Flughafen brächte, von wo mein Flug nach irgendwo ginge.

Oft sitze ich jetzt einfach nur in meiner Küche. Der Frühling ist da und die Vögel und das Licht und die hellgrünen Knospen. Manchmal komme ich mir so lächerlich vor. Jeder Augenblick erscheint lächerlich. Als wäre der Sinn verloren gegangen.

Ich halte mich an die Wegbeschreibung zur Nephrologischen Ambulanz aus dem Brief, den mir eine der Schwestern bei der Entlassung mitgegeben hat. In der Haupthalle nehme ich einen der zentralen Fahrstühle ins Kellergeschoss. Unten ähnelt alles einem Parkhaus, ich folge den roten Pfeilen, die sich wie Fahrbahnmarkierungen auf dem Boden entlang der rauen Betonwände ziehen. Hallende Geräusche, deren Ursprung ich nicht ausmachen kann, werden lauter. Der Weg unter den perforierten Aluminiumblechdecken öffnet sich zu einer Gabelung und führt in drei Richtungen weiter. Von links rattert ein Rollwagen mit Bettlaken auf mich zu. An den seitlichen Gitterstreben erkenne ich die kräftigen Hände eines Mannes. Hin und wieder lugt ein gut durchblutetes Gesicht dahinter hervor, um mögliche Hindernisse auszumachen. Noch ist ausreichend Abstand zwischen uns, also quere ich die Kreuzung auf einem Zebrastrreifen.

Luc, brüllt jemand von der anderen Seite, ein Mann in blauer Arbeitshose, *mach mal hinne, ich will pünktlich zum Mittag!* Der Mann sieht mich an und grinst. Der Ton hier unten scheint rauer zu sein, vom Krankenhausalltag bekommt man außerhalb der Kantinen- und Zigarettenpausen nichts mit.

Zur Kinderstation weiter geradeaus steht neben dem Schild für die *Milchküche*. Ein junges Paar nähert sich. Er hat einen Arm um ihre Schultern gelegt, mit dem anderen fasst er sie am Unterarm, als wolle er sie heben und zugleich stützen, bei etwas, das mehr als körperlich ist. Der Mann nickt mir zu, ihr Blick geht gen Boden. Ich bin mir sicher, auch in mir sehen sie eine junge Mutter auf dem Weg zu ihrem Kind. Das ist einfacher als die Wahrheit und mir im Grunde recht.

Hinter der nächsten Ecke liegt der Aufzug. Im Fahrstuhl gibt es keinen Spiegel, also nutze ich die Smartphone-Kamera, ziehe die Lippen auseinander, um meine Zähne zu kontrollieren. Ich ordne mein Haar mit ein paar schnellen Griffen, atme tief ein, dann der Signalton, der Aufzug hat das Ziel erreicht.

Warum hast du denn nichts gesagt?, fragt meine Mutter am Telefon. *Ich wär doch mitgekommen.*

Du fährst doch nirgendwo alleine hin, sage ich und ärgere mich, dass ich ans Telefon gegangen bin. Und dein Freund ist doch im Urlaub.

Ich hätte schon jemanden gefunden.

Es ist weniger Arbeit für mich, wenn ich die Dinge alleine mache, sage ich. Ich muss jetzt Schluss machen.

Jemand ruft meinen Namen. Entlang der geschlossenen Türen eile ich über das spiegelnde Linoleum, bis ich eine offene Zimmertür finde, dort steht der Arzt und wartet. Er weist mir den Stuhl gegenüber dem Schreibtisch zu: *Bitte setzen Sie sich.* Seine Bewegungen sind zügig, was mir sympathisch ist. Die Arme auf die Oberfläche gelegt, rollt er mit dem Stuhl näher an die Tischkante heran. Seine Hände suchen Bleistift und Block, dabei rutschen ihm die Kittelärmel nach oben, Handknöchel und filigrane, leicht gebräunte Unterarme sind zu sehen.

Seine flüssigen Gesten beruhigen mich.

Schaut man Sie an, glaubt man gar nicht, dass es Ihnen so schlecht geht, sagt er. Hinter der Brille blicken mich hellblaue klare Augen aufmerksam an.

Danke für das Kompliment, weiß ich nur zu erwidern.

Eine Weile schweigt er, sieht mich an. Ich ziehe die Mundwinkel zu einem leichten Lächeln nach oben, weil das einfach ist.

Sie sind jung, Sie haben Kraft, und bis auf die Niere sind Sie auch gesund, sagt er dann. Transplantation oder Dialyse lassen sich mit Medikamenten hinausschieben. Wir müssen versuchen, ihren Kreatininwert so niedrig wie möglich zu halten.

Ich weiß, dass der Nierenwert eines gesunden Menschen zwischen 0 und 1 liegt und dass meiner auf 5,6 angestiegen ist. Auch wenn ich noch gar nicht sagen kann, was das bedeutet, verspüre ich eine Erleichterung durch seine Worte. Einen Moment lang möchte ich alle Verantwortung in seine Hände legen, nur damit alles genau so kommt, wie er es sagt. Damit alles *gut* wird. Und da kann ich genau sagen, was *gut* für mich bedeutet. Nämlich dass alles so bleibt, wie es ist. Dass es keine Veränderung gibt. Nichts schlimmer wird.

Was denken Sie?, fragt er schließlich.

Ich frage mich, welches Verhalten in meiner Situation angemessen ist, sage ich. Ich kenne niemanden, der so etwas schon erlebt hat. Ich weiß, dass das Leben nicht so funktioniert, aber in diesem Moment wünsche ich mir Orientierung.

Der Arzt lächelt sanft. *Manchmal ist es besser, dass alles neu ist, als umgekehrt, sagt er. Manche Erfahrungen noch nicht gemacht zu haben bedeutet auch, dass der Umgang damit noch nicht von Gefühlen vorbelastet ist.*

Ich nicke.

Solange Sie sich gut fühlen, können Sie sich auch vertrauen. Wenn Sie Veränderungen bemerken, ist es wichtig, dass Sie sie mitteilen.

Ich versuche, mir seine Worte einzuprägen. Plötzlich beunruhigt mich die Vorstellung, ich könnte nicht auf alle Fragen meiner Freunde eine Antwort haben.

In sechs Wochen kontrollieren wir Ihre Blut- und Urinwerte.

Kontrolle erzeugt Sicherheit. Auch wenn ich keinen Einfluss habe auf das, was passiert. Es geht mir doch gut.

Wieder im Untergeschoss, fühlt der gleiche Weg sich anders an. Als hätte ich etwas geschafft, schreite ich mit weiten, schnellen Schritten vorwärts, ohne diesem Ort entfliehen zu wollen, mehr als hätte ich ein Stück der Anspannung verloren. Das *Nicht-wissen-was-kommt* ist ein wenig aus meinem Blickfeld gerückt.

2

Die Hauptstraße haben wir hinter uns gelassen, beide Seiten der Fahrbahn säumt dichter Wald. Auf dem Asphalt wird der Tritt in die Pedale leichter, es geht bergab. Ich fahre Schlenker über die ganze Breite der Straße, die warmen Tage sind noch fern und mit ihnen alle Autos. Ich drehe mich zu J. um, zum allerersten Mal. Er sitzt ganz gerade auf dem Rad, sein Blick ist nach vorn gerichtet, unbestimmt. Den Weg kenne ich genau. Er holt mich ein.

Wir sind fast da!, rufe ich.

Er erhöht das Tempo, überholt. Mit Leichtigkeit ziehe ich auf meinem Rennrad wieder an ihm vorbei. Er hampelt mit übertriebenen Gesten herum, ich lache. Als der Abstand größer ist, stelle ich die Füße auf die Querstange, spüre die fremde Kraft. Ich sehe meine Mutter am Steuer des goldenen VW-Käfers, das offene Verdeck, wir Kinder auf der Rückbank mit Windhaaren und Herz-Sonnenbrillen, jedes Wochenende in den Sommermonaten. Alles ist wieder da, die Bienen, das Grillenzirpen.

Wir wechseln auf einen Pfad zwischen Bäumen. Als der Sand uns bremst, schieben wir bis an den See.

Das ist der Teufelssee, sage ich beinah stolz.

J. geht weiter, weil er mich und all meine Bilder noch nicht kennt. Am Abhang steht der weiße Lieferwagen, die Eisfahne hängt heraus, niemand steht an. Es ist später Nachmittag. Die Sonnenanbeter auf der Wiese kann ich an einer Hand abzählen.

Einen Kaffee und zweimal Schoko im Becher, sagt J.

Und die Dame?, fragt der Mann mit der Cap.

Für die Dame, was sie möchte. Ich lade sie ein.

Himbeere und Kokos, sage ich.

Wir sitzen im weichen Gras der Anhöhe, von hier oben kann man auch die versteckten Badestellen hinter dem Schilf sehen.

J. erzählt von dem Fotolabor, in dem er jeden Tag arbeitet, von den Jugendlichen, mit denen er Workshops macht. Von den 13 000 Dollar, die er sich im letzten Jahr in Colorado in vier Monaten bei der Grasernte verdient hat, und dass er es dieses Jahr genauso machen will. Es sprudelt aus ihm heraus, als würden wir uns ewig kennen.

Weiß gar nicht, warum ich dir das alles erzähle, sagt er.

Ich lausche seinen Worten aufmerksam, es ist befreiend, nicht von mir zu erzählen. Ganz unmittelbar fühlt es sich an. Als die Wolke vor der Sonne verschwunden ist, schiebe ich die Pulloverärmel nach oben.

Er erzählt von Offenbach, den Wohnblöcken, von seiner Mutter, zu der er keinen Kontakt mehr hat, von seinem Vater, der trinkt, und seinem Yorkshireterrier. Er raucht eine Zigarette, und dabei holt er ein Weckglas mit Spaghetti und Tomatensoße aus seinem Rucksack.

Hast du Hunger?, fragt er. Ich habe mein Mittag nicht gegessen.

Ich schüttele den Kopf, nicke sofort, als er fragt, ob er weitersprechen soll. Er erzählt von erfundenen Geschichten von einem schöneren Heimatort und schöneren Berufen der Eltern, mit denen er seine Freunde lange getäuscht hat. Er spricht von seiner Krebszeit und dem Jahr danach, als er die Freunde zu sich einlud, um ihnen etwas mitzuteilen. Die ganze Wahrheit über seine Eltern, Offenbach und die Geschichten. Und wie viel Überwindung es ihn kostete und dass die Angst vor den Reaktionen der Freunde völlig unbegründet war. Wenn es nur das sei, dann sei er erleichtert, habe sein bester Freund gesagt. Sie hätten geglaubt, sie wären zusammengerufen worden, weil der Krebs zurückgekommen sei.

Woher man kommt, lässt sich nicht wegdenken, sagt J.

Ich stimme ihm zu, vieles ist ganz tief verwurzelt. Ich erzähle, dass ich seit vielen Jahren Vegetarierin bin, doch sobald ich an Imbissen den Geruch von Brathähnchen rieche, bekomme ich Appetit. Er weckt das vertraute Gefühl der Abende, als meine Mutter für jeden von uns ein halbes Hähnchen mitbrachte.

Er lacht.

Ich weiß sogar noch, wie das Einwickelpapier aussah, sage ich. Doch sobald der Geruch der Bude verschwindet, ist auch das Bedürfnis wieder weg.

Zum ersten Mal entsteht eine Pause und die Frage, ob ich schnell einfach irgendetwas sagen soll, weil wir das Schweigen des anderen noch nicht zu deuten wissen. Ich mustere ihn von der Seite. Er blickt zufrieden auf den See hinaus, was ich als Einvernehmen deute, ich bin erleichtert.

Eine Weile lassen wir die Stille zu, dann fragt er: *Warum warst du im Krankenhaus?*

Plötzlich bin ich dran.

Ich werde eine Niere brauchen, sage ich geradeheraus. Ich erzähle ihm von meinem Krankenhausaufenthalt, meinen Reisen, dem Psychologie-Fernstudium, von meinem Vater und meiner Mutter, die seiner Mutter vielleicht ähnlich sei und doch ganz anders.

In diesem See habe ich schwimmen gelernt, sage ich dann. Meine Schwester und ich haben es uns selbst beigebracht. Wie genau, weiß ich nicht mehr.

Nah am Ufer, etwas versteckt unter einer Weide, hat ein Mann sein Rad an den Baum gelehnt. Er zieht sich mit schnellen Bewegungen aus, legt die Kleidung über den Lenker und macht sich auf ins Wasser. Die Anspannung seiner Arme und Schultern zeigt, wie kalt es noch ist.

Willst du auch ins Wasser?, fragt J. Wenn nicht, sollten wir bald gehen. Lange kann ich hier nicht mehr sitzen.

Mir ist jetzt schon kalt, sage ich.

Er greift nach meinen Fingern.

Die sind ja eisig.

Die sind immer kalt.

Dann also das nächste Mal, sagt er.

Als wir an den Rädern stehen, spüre ich meine tauben Finger und Zehen. Symptome, die ich kenne. Ich reibe die Handflächen aneinander und puste in die hohle Faust.

Plötzlich ist Zeit so irrelevant und gleichzeitig so bedeutend geworden.

Auch wenn noch länger alles gut gehen sollte, kann ich wohl nicht ausblenden, was kommen wird. Wenn nicht jetzt sofort, dann spätestens in einem oder zwei oder drei Jahren werde ich eine neue Niere brauchen.

Ich bin bei meinem Hausarzt, ihn nimmt mein Schicksal ziemlich mit. Also erzählt er mir aus seinem Leben, und das wiederum macht mich total fertig. Er erzählt mir, wie er seine Frau kennengelernt hat. Im Krankenhaus. Er war ihr behandelnder Arzt. Morbus Hodgkin.

Unsere ersten gemeinsamen Ferien waren unsere Flitterwochen, sagt er.

Er macht die Rezepte für meine Tabletten fertig.

Wer kommt alles infrage?, will er dann von mir wissen. Ihre Schwester?

Das wäre perfekt, mein Zwilling. Aber sie darf nicht. Sie hatte das Gleiche wie Ihre Frau.

Und wie steht es um Ihre Eltern, sind die fit?

Na ja, von außen betrachtet zumindest schon.

Kluge Antwort, sagt er.

Als sich die kleinen Papierbögen aus dem Drucker schieben, zieht er aus einem Stapel Unterlagen eine Visitenkarte hervor.

Sie können mich jederzeit auf dem Handy anrufen, sagt er. Schicken Sie mir eine SMS, wenn Sie Donnerstag im Krankenhaus waren? Wie es Ihnen geht.

Wird gemacht, sage ich.

Ihnen kann jederzeit etwas passieren, das wissen Sie, sagt er, als ich schon an der Tür stehe. Ich würde sagen, den Arztbrief sollten Sie von jetzt an immer bei sich tragen.

Ich nicke. Als ich die Tür schließe, fühlt es sich an, als wären wir so etwas wie beste Freunde, obwohl das absurd ist. Eine Verbundenheit durch Fürsorglichkeit. Und ich spüre: Verdammt, dieses Jahr wird wirklich emotional werden.

Ich versuche, täglich eine Stunde spazieren zu gehen. Das habe ich noch nie gemacht. Alles, was die Menschen sehen, erfahren und hören, ist in ihren Gesichtern gespiegelt. Diese Erkenntnis treibt mich an. Jeder steckt in seinem eigenen Prozess. Nachmittags schlafe ich oft zwei Stunden, ich wehre mich nicht länger gegen die Müdigkeit.

Auf den Straßen sammelt sich das Wasser in Lachen. Mit Schirmen und über die Köpfe gezogenen Jacken eilen die Menschen vorbei – ihre Blicke auf den Asphalt gerichtet, versuchen sie, den Pfützen auszuweichen. Wenn jemand ihren Weg kreuzt, bleiben sie überfordert stehen. Ich habe eine kurze Hose angezogen, damit der Regen mich erfrischt. Ich spüre Gänsehaut, jedoch kein Zittern. Die Mütze hält meinen Kopf warm. Ich habe keine Eile, denn ich bin für den Regen rausgekommen. Ich spüre keinen Hunger. Wie schön es ist, sich eine Beschäftigung zu suchen, ganz ohne Drang.

Ihr Kreatininwert ist noch einmal angestiegen. Er liegt jetzt bei 8,5. Fühlen Sie das?, fragt der Arzt.

Ich hätte es wissen müssen, schießt es mir sofort durch den Kopf. Die Art seines Blicks. Dass er nach mir das Zimmer betreten hat und dass er sich erst hinter seinen Schreibtisch gesetzt hat, nachdem ich meinen Platz eingenommen habe.

Nein, eigentlich nicht, sage ich. Die Füße sind manchmal wieder geschwollen. Aber daran habe ich mich gewöhnt.

Ich fühle mich gut, denke ich. Unsicher schaue ich ihn an. Als hätte er eine einfache Erklärung für diesen Anstieg, die es weniger schlimm machen würde, warte ich auf Antwort. Der Arzt weicht meinem Blick nicht aus. Dann kann ich seinen nicht mehr halten, weil ich weiß, mir würden die Tränen kommen. Meine Hände klammern sich unter den Oberschenkeln an die Stuhlfläche. Ich halte den Atem an und versuche dann, gleichmäßiger Luft zu holen. Vorsichtig lächle ich, als wollte ich sagen: Das ist okay, ich kann damit umgehen.

Vielleicht ist es eine Ausnahme, erklärt er. Warten wir mal die nächsten Wochen ab. Sollte der Wert aber weiter steigen, müssen wir uns was überlegen.

Ich nicke, ein bisschen erleichtert.

Wie ist es nun mit Ihren Eltern?, fragt er dann.

Ich weiß sofort, er meint: Transplantation.

Wenn Sie möchten, kann ich auch noch einmal mit ihnen reden. Ich kann ihnen alle Fragen beantworten, es ist für mich leichter als für Sie.

Nein, nein, ich frage sie, erwidere ich, danke.

Müdigkeit den halben Tag.

Nachts auf die Toilette, ohne Licht zu machen. Die Tür schließen und einfach weinen.

Zum sechsten Mal die Wärmflasche füllen.

3

SMS von Sina, einer Arbeitskollegin:

Hi. Ich weiß gar nicht genau, womit du gerade so beschäftigt bist. Aber ich erinnere mich, du sagtest einmal, ich könne dich fragen, wenn ich mal nicht auf die Katzen meiner guten Freundin Lindsey aufpassen kann. Jetzt ist es so weit! Lindsey ist in Bolivien, und ich fahre am Freitag nach Hause. Die Wohnung ist ja nicht weit von dir. Hast du Lust?? :)

SMS von J.:

Was machst du heute Abend? Soll ich dich von der Arbeit abholen?

Den Lenker in der einen Hand, drücke ich mit der anderen die schwere rote Tür auf und schiebe mein Rad durch die Einfahrt in den Hof. Unter Holzdächern befinden sich Fahrradständer und Mülltonnenplätze. Dahinter schließt sich ein kleiner Garten an, ein akkurat angelegtes Rechteck. Das Grün der Wiese leuchtet intensiv und ist frisch gemäht, sodass ich tief einatme. Ich schließe das Fahrrad an, folge dem Kiesweg um den Rosenstrauch, dessen pfirsichfarbene Knospen an der Hausfassade hochwachsen. Als Lindsey A. fühle ich mich sofort wohl.

Die Stufen des Treppenhauses sind von stabilem Kork überzogen, der alle Geräusche dämpft. Im Halbstock ist ein Aufzug, und ich suche am Bund nach dem passenden Schlüssel. Es dauert eine Weile, bis ich den Entriegelungsmechanismus des Fahrstuhls verstehe. Hält man den Schlüssel in der Drehung fest, bekommt der Aufzugkorb ein Bewegungssignal.

Als ich im vierten Stock die Wohnungstür öffne, springen mir die Katzen entgegen. Ich schiebe mich durch den Spalt, sodass sie nicht ins Treppenhaus entkommen. Die eine schwarz, die andere weiß gefleckt, beschnuppern sie neugierig den Saum meiner Jeans. Ich schlüpfte aus den Turnschuhen. Unter den Fersen pikt es. In der Helligkeit des Wohnzimmers lese ich kleine Körnchen von meinen Sohlen. Katzenstreu, die ich wieder auf den Boden schnippe. Die gesamte linke Zimmerseite nimmt eine offene Schrankwand ein. Darin ein integriertes Schuhregal. Die silbern lackierten fünf Etagen sind komplett mit Schuhpaaren gefüllt, kein einziger Platz ist leer. Unentschlossen, welches ich anprobieren soll, ziehe ich dasjenige Paar aus dem Regal, das meinem Stil am wenigsten entspricht. Hochhackige

Pumps in Schlangenleder-Lackoptik mit runder Spitze und vorgetäuschem Reißverschluss in Gold. Ich zwänge die Füße hinein. Das harte Plastik schneidet in meine Fußrücken.

Im Bücherregal finde ich hauptsächlich englischsprachige Titel. Daneben aufgereimte Tierfiguren aus Überraschungseiern, Schachteln mit Ringen und filigranen Silberkettchen, eine gerahmte Fotografie. Das Bild zeigt ein Mädchen von vielleicht fünf Jahren, ihr Kopf liegt auf dem Bauchfell einer Katze. Weiße Zahnreihen lächeln in die Kamera. Obwohl ich Lindsey nie gesehen habe, weiß ich, dass sie dieses Kind ist.

SMS an J.:

Melde mich bald. Habe Katzen adoptiert und bin in eine Dachwohnung gezogen. Bin momentan nicht gut im Teilen.

Ich sehe die Katzen durch die Wohnung schleichen. Mit aufgestellten Schwänzen schmiegen sie sich an die nackten Stellen meiner Arme und Beine. Scheinbar gelangweilt suchen sie meine Aufmerksamkeit. Ich tue so, als beachte ich sie nicht, und schiebe sie mit sanftem Druck beiseite. Irgendwann werde ich schroffer. Beleidigt miauend legen sie sich vor die Balkontür, wo die Sonne auf das Laminat fällt. Licht- und Schattenstreifen lassen ihr Fell besonders wirken, raubtiergleich lecken sie sich die Pfoten, strecken alle viere von sich, jede Bewegung ist elegant. Dann sitzen sie ganz nah an der Tür, beobachten die Vögel auf dem Dach des gegenüberliegenden Hauses. Und auch wenn diese unerreichbar bleiben, ist eine nie nachlassende Aufmerksamkeit und Dringlichkeit in ihren Blicken, die mich beeindruckt.

Die heißen Tage sind schwer auszuhalten. Am Morgen vom Balkon aus betrachtet sind die Menschen zielstrebig in Bewegung, die Straßen belebt. Doch bevor es Mittag wird, legt sich eine große Trägheit über die Stadt. Schlag sechzehn Uhr schaufelt der Bagger nichts mehr aus der Grube, dann denke ich an Sandstrände und Baggerseen. Totengleich liegen die Katzen auf dem kühlen Glastisch. Nur wenn man länger hinschaut, ist das Heben und Senken des Bauchfells zu sehen.

Als der Regen kommt und Abkühlung bringt, suchen sie sich Plätze auf den Teppichen. Sie vermissen ihre Körbchen unter dem Bett. Gehe ich in der Wohnung umher, lauern sie hinter

den Ecken. Wenn ich das Badlicht lösche, sitzen sie schon vor der Schlafzimmertür. Ich öffne sie so, dass nur ich hindurchpasse. Das Bett ist allein für mich.

Seit Tagen verlasse ich die Wohnung nicht. Ich brauche Lindseys Vorräte auf. Morgens esse ich schwarzen Reis mit Honig und gefrorenen Beeren. Abends Reis mit gebratenen Zwiebeln, Kidneybohnen und Kräuterbutter. Ich genieße die Stille. Nur einmal halte ich mich länger in der kühlen Tiefgarage auf. Zwischen dunklen Limousinen rauche ich Zigaretten, die ich hinter Lindseys Büchern gefunden habe. Sobald ich Stimmen höre, ducke ich mich zwischen die Fahrzeuge und starre in mein verzerrtes Spiegelbild im Lack, blase Rauch dagegen und halte die Luft an, bis die schwere Metalltür wieder ins Schloss gefallen ist.

Kurz vor acht schließe ich den Lieferanteneingang auf. Ich trage Lindseys Kleider. Für die Arbeit in der Küche ist es egal, was ich anziehe.

Die Leinenhose gefällt mir, sagt eine Kollegin und fragt, wo ich sie gekauft habe.

Ich wusste nicht, dass ich so eine Hose besitze, antworte ich. Habe sie aus dem Schrank gezogen, da war sie, und eigentlich stimmt das ja auch.

Ich püriere Obst und Gemüse, stelle Säfte her, die ich in 250 ml-Glasbehälter abfülle. Bei dieser Arbeit denke ich nicht, die Hände führen automatisch aus. Überhaupt ist die Arbeit in der Küche momentan das Beste. Als ich nachmittags in die Wohnung zurückkomme, macht sich eine Erschöpfung bemerkbar, die ich gern habe.

Im gelben Bademantel schlendere ich zwischen Bett, Dusche und Kühlschrank hin und her. Auf dem Teppich liegend blättere ich stundenlang in Büchern über Tiere des Amazonas. Dann verlagere ich meinen Platz unter das Bett. Das Bild von dort spielenden Kindern hat sich in meinen Kopf gedrängt, ich will wissen, wie es sich anfühlt. Lange kann ich nicht so liegen, weil mir der Rücken schmerzt, obwohl der Teppich weich ist. An manchen Tagen stehe ich dreimal unter der Dusche. Nicht zur Abkühlung, sondern weil die Wärme des Wassers wie eine Umarmung ist.

Wie viel mehr Spaß es macht, unvorsichtig zu sein mit dem, was nicht das Eigene ist. Ein Luxus, der nur spürbar ist, wenn Zeit absehbar wird. Manchmal ist es wie ein Aufschrecken, das mir sagt: Von hier möchte ich nicht mehr gehen.

Ein Anruf von J. in Abwesenheit. Ich schalte das Handy aus.

Ich spüre die Morgenkälte an den Füßen. Es hat die ganze Nacht geregnet, die Balkontür habe ich offen stehen lassen. Meine kleinen Unachtsamkeiten haben einen Reiz. Was könnte passieren mit den Dingen, die mir nicht gehören? Ist das arrogant? Ich stelle mir vor, dass Lindsey nicht wiederkommt und wie ich hier leben würde.

Ich gehe in meine Wohnung, um Nachschub von meinen Tabletten zu holen.

Hast du Lust, etwas mit mir zu essen?, fragt J. am nächsten Morgen, als ich das Handy wieder anschalte. Die Nachricht ist von gestern.

Geht auch heute?, antworte ich Stunden später.

Ich schicke dir den Fahrstuhl, sage ich kurz nach sieben durch die Sprechanlage. Du musst die Fünf drücken und dann die halbe Treppe wieder runterlaufen.

Hi. Jetzt bin ich überrascht, sagt J., als er vor mir steht. Er habe mich noch nie an der Tür stehen sehen, sonst sei ich immer irgendwo in der Wohnung beschäftigt.

Für mich fühlt es sich logisch an, nicht an der Tür zu stehen, sage ich, denn das heißt, auf etwas zu warten, was sowieso kommt, oder eben nicht.

An der Tür stehen kann aber auch bedeuten, jemanden willkommen zu heißen, erwidert er, als wir in der Küche stehen und ich den Apfel weiter in Stücke schneide. *Geht es dir gut?*

Ich nicke.

Das ist schön.

Verstohlen beobachte ich, wie er den Kühlschrank öffnet, Schubladen aufzieht, neugierig und ohne Hemmungen den Raum erkundet. Es erheitert mich, ihm dabei zuzusehen.

Ich musste mal allein sein.

Ich weiß, erwidert er.

Weil es still bleibt, ziehe ich einen weiteren Apfel aus dem Netz und beginne, ihn zu schälen. Dann kommen die Katzen eilig aus dem Wohnzimmer herübergerannt, als hätten sie etwas verpasst. Sie beschnuppern den Gast.

J. geht in die Hocke und streichelt ihre Köpfe. Sie schmiegen sich an seine Knie, als würden sie ihm sofort vertrauen.

Langweilig ist dir jedenfalls nicht geworden, sagt er.

Als hätten die Tiere ein unsichtbares Hindernis zwischen uns beseitigt, sprudeln mit einem Mal die Worte aus mir heraus.

Willst du die Wohnung sehen?, frage ich. Du musst dir das Bett ansehen, ein riesiges amerikanisches Bett. Und das Sofa ist noch größer, und der Fernseher erst.

Neben ihm kniend zerre ich wie ein kleines Kind an J.s weichem Pullover. Plötzlich ist alles wieder da, die Sehnsucht nach Nähe, nach Aufmerksamkeit, nach jemandem, der einfach da ist.

Er lacht. Wo ich nur so lange gewesen sei. In seinem Arm zähle ich übertrieben weitere Vorzüge verschiedener Gegenstände der Wohnung auf. Später lackiere ich ihm die Fußnägel mit blauem Nagellack von Lindsey.

Das Einschlafen fällt mir schwer. Ich finde keine Position, in der ich lange verweilen kann. J. spürt meine Bewegungen, das Wechseln der Seiten.

Alles in Ordnung?, fragt er.

Auf dem Rücken liegend, flüstere ich: *Es rasselt in meiner Brust, wenn ich tief einatme.*

Er legt sein Ohr auf. *Ich höre es.*

Im Badezimmer spucke ich Blut ins Waschbecken. Als ich zurück ins Bett krieche, hat er das Licht angeschaltet.

Ich spucke Blut, sage ich. Dunkel ist es nicht, eher rosa. Und nicht wirklich schlimm. Vielleicht geht es wieder weg.

Lass uns besser sofort ins Krankenhaus fahren, sagt er.

Mit Blut in der Lunge und Puls 200 nehmen sie mich in der Notaufnahme auf. Wenn die Niere nicht mehr funktioniert, hat das meistens Auswirkungen auf andere Organe. Herz und Lunge.

4

Auf der Intensivstation der Kardiologie wache ich wieder auf. Ich schlafe viel in den nächsten Tagen.

Dann werde ich auf die Nephrologie verlegt, die ich schon kenne. Fünf Kilo leichter. Auch der Doktor ist mir bekannt.

Jetzt sehen wir uns doch schneller wieder als erwartet, sagt er.

Ich rücke im Bett ein Stück höher.

Wenn Ihnen so etwas noch einmal passiert, ist es lebensgefährlich, sagt er ernst. Wir werden heute Mittag einen Katheter setzen und direkt mit der Dialyse beginnen. Wenn Sie einverstanden sind.

Ich weiß, dass es keine Frage ist. Ich spreche wenig, ich habe kein Gefühl, ich vertraue dem Arzt, nicke.

Diesmal brauche ich wenig im Krankenhaus. Es ist noch Sommer, und in meinem Schrank hängt die Kleidung, die ich bei meiner Einlieferung trug: die schwarze kurze Hose und das T-Shirt.

Soll ich dir etwas vorbeibringen?, fragt meine Schwester.

Ich brauche nichts, sage ich.

Zahnpasta, Shampoo?

Ein langes Shirt und Unterhosen wären gut, erwidere ich nach einer Weile. Alles andere habe ich hier bekommen.

Am Tag meiner Demers-Katheter-OP werde ich auch das erste Mal zur Dialyse gefahren. Egal wie gut man sich fühlt, man wird im Bett zu den Terminen gebracht. Je öfter dies geschieht, desto mehr amüsiert es mich. Schwester Sabine streckt den Kopf herein und schaut mich freundlich an.

Sie werden in einer halben Stunde zur Dialyse abgeholt, Sie können sich schon mal fertig machen.

Ich ziehe das Ladekabel aus der Steckdose, hole die offene Packung Maiswaffeln und meinen iPod aus dem Schubfach meines Tisches sowie Notizheft und Stift. Alles positioniere ich mittig

am Fußende des Betts. Die Beine schiebe ich unter die Decke zurück, den Kopfbereich fahre ich etwas höher. Ich bin bereit.

Eine Schwester kommt herein.

Sie wechseln später auch das Zimmer, kündigt sie an, ich habe schon mal zwei Tüten mitgebracht, da packen wir am besten Ihre Sachen rein. Sie gibt mir eine der Tüten. Kümmern Sie sich um Ihren Tisch, ich räume den Schrank aus.

Als wir fertig sind, stellt sie die Tüten an mein Fußende, ich lege mich ins Bett zurück.

Können Sie mir die Blumen geben?, frage ich.

Sie reicht mir den großen Strauß. Die Vase stelle ich auf meiner Brust ab, halte sie fest mit beiden Händen.

Die Schwester übergibt dem Gelben meine Krankenmappe, der klemmt sie ans Matratzenende.

Alles Gute für Sie, sagt die Schwester und streicht über die Decke, dort, wo meine Waden sind.

Können Sie das bitte noch mal machen?, frage ich und ziehe die Decke zur Seite, bis meine Beine frei liegen.

Überrascht muss die Schwester lachen, wischt sich das kurze Haar hinters Ohr, bevor ihre warme Hand meine Wade berührt.

Danke, erwidere ich.

Die gehört jetzt aber mir, sagt der Gelbe.

Na, dann los, sage ich.

Er wendet das Bett und schiebt mich aus dem Raum Richtung Stationstür.

Hände bitte nicht aus dem Bett strecken während der Fahrt.

Alle Türen, auf die wir zufahren, öffnen sich automatisch. Jeder Arzt, jede Schwester, die uns begegnet, grüßt den Gelben, man kennt sich nicht, das spürt man an der Art der Blicke, am Ton der Stimmen, aber immer ist es ein Einvernehmen. Eine ganze Weile warten wir vor dem Fahrstuhl, eine Frau nähert sich aus einem der langen Gänge.

Was für ein schönes Bild, hört man sie schon von ferne. *Die Blumen stehen Ihnen*, sagt sie zum Gelben, als sie bei uns ankommt.

Der Signalton tönt, und es blinkt über dem Fahrstuhl auf, Metalltüren öffnen sich. Der Gelbe schiebt mein Bett hinein, quetscht sich dahinter, sein Bauch ist auf der Höhe meines Kopfs.

Sie sind zu lang, sagt er.

Sie sind zu dick, sage ich.

Nein, Sie zu lang.

Sie zu dick.

Na gut, kommt es von uns gleichzeitig.

Wir sind beide zu groß, sagt er dann.

Einverstanden.

Der Dialyseapparat ist ein großes, auf Rollen stehendes Gerät, das aus verschiedenen Modulen besteht. Es ermöglicht eine patientenspezifische Entfernung gelöster Substanzen – z. B. Harnstoff, Kreatinin, Vitamin B12 – sowie gegebenenfalls eines vordefinierten Wasseranteils aus dem Blut. Auf dem Display der Maschine erscheint bei Betrieb neben verschiedenen Werten auch das Symbol einer Sonne.

Eigentlich ist es ganz einfach, sagt eine Schwester. Wenn die Sonne untergegangen ist, bist du fertig.

Wie wird es wohl sein, sich vier Stunden nicht wegbewegen zu dürfen?

Was möchtest du später essen?, werde ich gefragt, als würde dem Bevorstehenden so ein Reiz verliehen. Essen im Bett hört sich gemütlich an. Ich werde in einen Raum geschoben, den von allen Seiten Glasscheiben umgeben, Trennfenster zu anderen Räumen oder Fluren. Zwischen zwei Patienten werde ich geparkt, beide viel älter als ich. Die Schwester stellt uns einander vor, ein kurzes Lächeln, Nicken, der Mann im grünen Jogginganzug blickt zum Bildschirm auf, mit dem Kopfhörer verfolgt er eine Sendung über Nilpferde.

Ich entdecke J. und meine Schwester bei den Vorhängen am Fenster.

Hallo, sage ich leise und versuche mich aufzurichten, ohne Hals und Oberkörper zu belasten.

Als hätten sie nur auf mein Erwachen gewartet, erheben sie sich.

Habt ihr euch amüsiert?

Und du?, fragt J. belustigt und drückt meine Hand. *Hast du gut geschlafen?*

Wie spät ist es?

Genau richtig zum Abendessen, erwidert meine Schwester und schiebt ihren Stuhl von der anderen Bettseite heran. J. zieht ein kleines Alupaket aus seinem Rucksack.

Deine Schwester meinte, ein Burger wäre jetzt genau das Richtige für dich.

Rote-Bete-Bohnen-Burger mit Pommes, sagt sie stolz.

Von meiner Arbeit, ergänzt J. Wir mussten uns zusammenreißen, ihn nicht schon aufzuessen. Dazwischen haben wir uns ein bisschen über dich ausgetauscht, scherzt er.

Ungeduldig öffne ich die Folie und beiße mit aufgerissenem Mund in den saftigen Burger. Ich muss an die weiche Offenheit denken, mit der man morgens schläfrig neben jemandem erwacht, als ich sehe, wie J. und meine Schwester mich beim Essen beobachten. Wenn man noch viel angreifbarer ist.

Ich kann nicht mehr, sage ich bereits nach dem zweiten großen Bissen. Wollt ihr nicht auch mal?

Ich reiche meiner Schwester das Paket. Beide tun es mir mit einem Bissen nach. Etwas zu sagen ist nicht notwendig. J. wickelt den übrig gebliebenen Rest sorgfältig wieder in die Folie und schiebt alles in meine Schublade.

Solltest du heute Nacht Hunger bekommen, sagt er.

Dass sie langsam losmüsse, sagt meine Schwester dann und legt die Hände am Fußende auf. *Wenn du was brauchst, melde dich, und ich melde mich auf jeden Fall morgen.*

Ich nicke. *Danke.*

Hat mich gefreut, dich kennenzulernen, sagt J. Etwas unschlüssig, wie sie sich verabschieden sollen, nimmt er ihre Bewegung auf, und sie schütteln einander die Hände. Auch wenn ich mir natürlich andere Umstände gewünscht hätte, fügt er noch schnell hinzu.

Als sie die Tür hinter sich schließt, schlüpft er aus den Schuhen.

Sie ist anders als du, sagt er. Sie hat so eine professionelle Art, Distanz zu wahren.

Und wie findest du das?

Kann ich mit unter deine Decke?, fragt er lachend. Nur kurz.

Klaro, sage ich. Aber Vorsicht, ich stinke. Ich habe seit drei Tagen nicht geduscht.

Er legt sich zu mir und lässt den Kopf auf meine Schulter sinken. *Ich bin so müde von der Arbeit, weißt du. Und ich mag deine ungewaschenen Haare.*

Ich bin hellwach, und es fühlt sich an, als hätte ich Tage durchgeschlafen.

Dass wir einfach die Plätze tauschen könnten, schlägt er schläfrig vor. Er bleibe hier, und ich solle zu ihm nach Hause gehen.

Nur wenn du den Katheter mitnimmst.

Eine Weile liegen wir so da, bis ich den Drang verspüre, mich zu bewegen, weil mir Hals und Beine schmerzen, weil ich Durst habe und weil ich Zeit brauche, allein sein will.

Du musst jetzt nach Hause gehen, sage ich irgendwann.

Ich fühle mich empfindlich mit dem Katheter. Jede Bewegung tut weh. Ist das wirklich stabil da unter der Haut? Ein Gefühl, als könnte jeden Moment etwas in mir zerschnitten werden. Ich spüre kein Bedürfnis nach körperlicher Nähe. Es ist ein Schutzmechanismus, das weiß ich.

*Ich habe deine Mutter angerufen, sagt meine Oma am Telefon, hat sie sich schon gemeldet?
Nein.*

Sie meldet sich bestimmt bald.

Immer wieder hat es Phasen gegeben, in denen entweder meine Schwester oder ich keinen Kontakt zu unserer Mutter hatten. Ebenso wie sie zu ihrer Mutter. Oft aus banalen Gründen oder Missverständnissen. Phasen, die jede von uns hingenommen hat, vielleicht weil wir alle ähnlich stur sind. Spätestens nach ein paar Wochen war dann alles wieder vorbei. Wir hatten uns beruhigt, erkannt, wie lächerlich der Auslöser war, ihn vielleicht sogar vergessen. Meist sprachen wir nicht mehr davon. Jetzt aber fühlt sich ihr Nichtmelden anders an. Wie ein Angriff, der wirklich verletzt.

Ich sitze im Auto und winke jemandem, der mit zwei Hunden in der Natur spaziert. Ich trage einen orangefarbenen Handschuh. Dann sitze ich mit meiner Schwester in der Badewanne, wir sind Kinder. Meine Mutter will mir eine Zecke aus der Brust herausziehen. Ich wehre mich dagegen, weil ich Angst habe, sie könnte sie meiner Schwester einsetzen.

Ich ziehe das weite Nachthemd ein Stück herauf, klemme allen überflüssigen Stoff zwischen meine Schenkel. Meine Waden liegen frei, ich will, dass jeder sieht, ich habe nichts an den Beinen. Ich kann laufen, auch wenn ich im Rollstuhl sitze. J. schiebt mich durch die große Vorhalle, wo Strom und Gegenstrom nicht eindeutig zu trennen sind. Suchende bleiben stehen, laufen ein paar Schritte zielstrebig, drehen wieder um. Den gelegten Zugang am Unterarm halte ich gut sichtbar. Ich habe ihn seit meiner Einlieferung, ihn will ich zeigen, ich habe was. Ich frage J. nach seinem Rucksack. Er fragt nicht warum, vertraut mir, er schaut sich die Dinge an, das mag ich an ihm. Er legt mir den Rucksack in den Schoß. Ich schiebe ihn unter das lange Hemd.

Ich bin schwanger, sage ich, ich will Gummibärchen haben.

Schön, dass du nie deinen Humor verlierst, flüstert er mir ins Ohr.

Er kauft Weingummis am Automaten. Wir verlassen das Krankenhaus durch die großen Glastüren im Westen. Draußen ist es mild, für einen Augenblick schließe ich die Augen und spüre dem Rütteln unter mir nach, wenn die Reifen über eine Rille zwischen den Gehwegplatten rollen. Wir schlagen den Weg Richtung Garten ein. Unter den Ästen der Bäume lässt der Sand die Räder knirschen. Zwischen wuchernden Hecken verliert sich die Weite.

Ich setze mich auf eine Bank, und J. zündet sich in einigem Abstand eine Zigarette an. Ich warte, bis sein Blick mich wieder einfängt, lasse übertrieben den Kopf auf die Brust fallen, grätsche die Beine ineinander und verdrehe die Augen. Er lacht laut.

Warte, ich mache ein Bild von dir.

Er drückt auf den Auslöser, während ich die Posen wechsle. Er zeigt mir die Fotos auf dem Smartphone.

Hier siehst du wie eine Psycho-Patientin aus, sagt er und zoomt das Bild heran. So echt. Beängstigend.

Stimmt, sage ich erstaunt und auch ein bisschen stolz.

Später liegt er auf der Wiese und zündet sich eine weitere Zigarette an.

Kommst du auch zu mir ins Gras?

Nein, ich mag's hier oben. Das war schon viel heute, unser Fotoshooting. Außerdem mag ich es, herumgeschoben zu werden.

Er lächelt und klopft Asche von seiner Zigarettenspitze.

Zurück auf der Station, kippt er plötzlich ruckartig den Rollstuhl, sodass der nur noch auf den Hinterrädern steht. Reflexhaft versuche ich mich aufzusetzen, doch der Widerstand ist zu groß. J. erhöht das Tempo, und ich spüre nur noch ein heftiges Schwanken.

Hör sofort auf damit!

Aber das macht doch Spaß.

Lass es!, wiederhole ich scharf. Es ist kein Spaß mit diesem Ding am Hals. Ich will nicht austesten, was passiert, wenn ich umkippe.

Sofort stellt er den Rollstuhl wieder auf die Vorderräder, hält einen Moment inne und schiebt dann langsam weiter.

Entschuldige, sagt er.

Schon gut.

Im Erdgeschoss des Nordflügels liegt die Mutter-Kind-Station. Dort gibt es einen gesonderten Ausgang, den die wenigsten kennen. Das Schlimmste im Krankenhaus sind nicht die kranken Menschen, die man sieht. Es sind die, die bei jeder sich bietenden Gelegenheit vor dem Krankenhaus rauchen müssen. Es sind die, denen man ihr ungesundes Leben ansieht.

Am Ausgang des Nordflügels gibt es diese Menschen nicht, man trifft hier selten jemanden. In einem Moment fühlt sich alles ganz klar an. Die Sonne scheint, es ist still, vor mir erstreckt sich von einer Mauer verdeckt der Volkspark Friedrichshain. Mit einem Mal kommt mir alles richtig vor, dass ich hier sitze, allein, dass mir das passiert ist, so dumm es auch klingen mag. Ich sehe das letzte Jahr und mich darin wie jemanden, der ich nun nicht mehr bin. Ich sehe vieles, was ich vorher nicht gesehen habe. Ich hatte versucht, ein Tempo durchzuhalten, das aufregend war, so wie ich es mochte. Ich war überzeugt und vielleicht auch beeindruckt davon, die Stärke in einer Dreiecksbeziehung spielen zu können, letztlich aber war es nur furchtbar anstrengend geworden und viel zu aufwühlend fürs Herz. Und wenn ich jetzt ehrlich mit mir bin, will ich so nie wieder sein. Nichts fühlt sich besser an, als das genau zu wissen.

Meine Mitbewohnerin hat mir ein Buch über Transzendente Meditation vorbeigebracht, das ich zum Geburtstag geschenkt bekommen hatte. Zu Hause lag es auf dem Stapel der ungelesenen Bücher. Wie oft wählen wir nach Effizienzgründen aus, nach dem, was sich vermeintlich lohnt, was keine Zeitverschwendung zu sein verspricht. Das spielt jetzt keine Rolle, ich vergebe keinen Wert, lese erwartungslos. Ich weiß auch, dass ich es bei meiner Entlassung hier liegen lassen werde. Bestimmte Dinge sind nur für bestimmte Zeiten oder Orte passend.

Im Krankenhaus tut man nicht viel, handelt sich von Mahlzeit zu Mahlzeit. Ich fange an, mein Essen zu fotografieren. Schicke die Bilder meinen Freunden. Wenn ich keine Worte habe, sind da immer noch Bilder. Ein Teller Milchreis mit Butter, zwei Tütchen brauner Zucker,

Apfelmus im Plastikbecher. Darin steckt mein Humor. Schicke ich Bilder, wissen sie, es geht mir gut.

Ich habe mir immer mehr Emotionalität gewünscht, ja.

Ich wollte immer mutig sein, das versuche ich nun.

Paul und ich sind zur gleichen Zeit in unterschiedlichen Krankenhäusern.

SMS an Paul:

O Gott, es ist so langweilig, hier ans Bett gefesselt zu sein. Ich muss unbedingt mehr über die Kanülen wissen, damit ich mich selbst abkapseln kann morgens.

Wie ist dein Tag gewesen? Meine Eltern wollen sich beide testen lassen. Irgendwie verrückt. Es wird ein langer Weg. Am Nachmittag habe ich aus jedem Automaten der fünf Stockwerke einen Schokoriegel gezogen und sie heimlich draußen auf einer der Bänke gegessen. Wie gut das war, mal ganz allein zu sein!

SMS von Paul:

Hört sich an, als hätten wir beide einen »interessanten« Tag gehabt. Ich bin sehr glücklich über deine Zeilen, vor allem das mit deinen Oldies! Du wirst sehen, alles wird gut! Bei mir? Ich habe alle Untersuchungen überstanden, es tat nichts weh, war aber trotzdem furchtbar. Vor allem diese Röhre! Später der Katheter. Zwischenzeitlich hatte ich schlappgemacht und musste mit einer Injektion aufgepäppelt werden. Dann vier Stunden nicht bewegen und immer schön in die Ente pullern. (Wie macht ihr Frauen das eigentlich?) Eben erste Gehversuche erfolgreich absolviert.

An J.: *Ich habe den Milchreis im Waschbecken entsorgt, jetzt ist es verstopft, was soll ich tun?*

Später bekomme ich eine neue Zimmergenossin, ihre Familie nimmt mehr als die Hälfte des Raums ein, keiner von ihnen spricht Deutsch. Die Stimmung ist gedrückt, selten sagt jemand etwas. Noch weiß ich nicht, was genau sie hat. Ich habe ein schlechtes Gewissen, das Gefühl, dass ich störe, es verschwindet jedoch schnell wieder, schließlich dringen sie auch in meine Privatsphäre ein.

Der Arzt rollt ein Ultraschallgerät herein, spricht Englisch mit ihr. Die Familie geht vor die Tür, nur ein Mann bleibt mit im Raum, ihr Bruder vielleicht. Der Arzt erklärt, dass der Bauchbereich vereitert sei, daher kämen ihre Schmerzen.

Als wir allein sind, fängt meine Zimmergenossin an zu weinen, draußen beginnt es zu dämmern. Sie beruhigt sich etwas, erzählt, dass sie aus Syrien komme, seit drei Jahren in Deutschland lebe und noch nie in einem Krankenhaus gelegen habe. Ihre Gesten und die Art ihres Sprechens haben etwas Aufgesetztes. Sie bekommt Antibiotika, darf in drei Tagen wieder gehen, aber ihre ganze Welt scheint im Untergang begriffen zu sein.

Am nächsten Tag fühlt sie sich viel besser, sie lacht wieder, ist aufgekratzt, geht ständig im Zimmer umher. Ich möchte in Ruhe lesen, aber sie unterbricht mich immer wieder. Sie versucht, deutsch zu sprechen, ich versuche, höflich zu sein.

Später bietet sie mir Glitzer-Nagellack an. Am Abend darf sie ihre Freunde im Wedding treffen, wenn sie verspricht, bis Mitternacht zurück zu sein. Sie telefoniert mehrmals, kann es kaum erwarten, dass sie abgeholt wird. Im Badezimmer braucht sie zwanzig Minuten, um sich hübsch zu machen. Ob es mich stören würde, wenn sie eine rauche?, fragt sie. Ich verneine, meine Neugierde ist zu groß. Sie zündet sich eine Kippe an, setzt sich aufs Fensterbrett und raucht im fünften Stock durchs offene Fenster. Ich kann es kaum glauben, ich möchte, dass etwas passiert. Ich überlege, heimlich unter der Decke den roten Knopf zu drücken, und dann geschieht es ganz ohne mein Mitwirken, denn plötzlich geht die Tür auf. Der Blonde steht dort, die Syrerin schnippt noch die Kippe hinaus, kann sich nicht bewegen. Das ist der Fehler, den die meisten machen, dass sie plötzlich stocksteif dasitzen. Es schreit nach Alarm, nach: Hier stimmt was nicht! Ich versuche, meine Spannung zu unterdrücken, schaue weg, dann wieder hin. Der Blonde schließt ganz ruhig die Tür. Einen Augenblick ist Stille, möglicherweise halten wir alle den Atem an. Die Sekunden danach füllen die Worte des Blondens: *Die Zigarette machen Sie mal ganz schnell aus!*

Meine Zimmergenossin beginnt zu stottern: *I didn't know that it is not ...*

Doch der Blonde lässt sie nicht mal zu Ende sprechen, mit ruhiger Stimme sagt er: *Bei jeder der Schwestern wären Sie sofort rausgeflogen, versuchen Sie es gar nicht erst.*

Ich bin beeindruckt von der Sicherheit seiner Worte. Mehr sagt er nicht.

Dann sind wir wieder allein. Die Syrerin will nicht reden, schließt wortlos das Fenster und zieht ihr Handy unter dem Kopfkissen hervor. Sie schreitet durch den Raum, als wäre sie allein in ihrem Wohnzimmer. Als wäre das Fenster ein Fenster, durch das, wie in einem Werbespot, der weite Blick auf die Lichter einer Großstadt fällt. Sie dreht ihre Locken zum Zopf ein, und weil er nicht perfekt sitzt, dreht sie ihn gleich noch mal. Sie passt nicht hierher, denke ich. Und dann weiß ich: Niemand passt in ein Krankenhaus, man wird hier hineingeworfen. Und ihr Modus ist einfach noch nicht runtergefahren wie bei den anderen. Das ist es, was mich stört. Sie soll einfach mal zur Ruhe kommen, einfach daliegen und nichts tun. Vielleicht ein Brötchen mit Butter bestreichen, das Messer fallen lassen und versuchen, es mit einer Hand wieder heraufzuangeln, weil ihr alles wehtut und sie nicht aus dem Bett kommt.

Als meine Zimmergenossin viel später als vereinbart ins Zimmer stolpert, flüstert sie stolz: *Nobody saw me*. Ich sage ihr nicht, dass die Schwester schon zwei Mal nach ihr gesehen hat, weil ich nur weiterschlafen möchte. Sie schaltet den Fernseher über meinem Kopf an, sagt: *Only a few minutes*. Das kann nicht wahr sein, denke ich und lege mir das Kissen übers Gesicht, um das Flimmern abzuschirmen. Ich spüre die anstrengende Müdigkeit der aus dem Halbschlaf Gerissenen, fühle mich weinerlich wie ein Kind.

Vater: *Hallöchen, wollte nur kurz wissen, wie die Herzkatheter-Untersuchung heute war. LG*
Noch mal er: *Hallo Jungs, leider ist aus der von mir vermuteten Zerrung Wahrheit geworden, kann definitiv am Sonntag nicht! @Golo vielleicht kann Ante noch mal die 2 motivieren.*

Ich: *Oh, das hast du, glaube ich, versehentlich falsch gesendet. Jetzt bist du wieder nicht zum Fußball! :) Herzkatheter-Untersuchung überstanden!*

[...]